

Rundschau und Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **48 (1968-1969)**

Heft 6: **"Unrast"**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

RUNDSCHAU UND UMSCHAU

INNENPOLITISCHE RUNDSCHAU

Bundesfeiertag mit politischen Akzenten

War der Bundesfeiertag in den vergangenen Jahren immer mehr zu einem Sorgenkind der verantwortlichen Gestalter geworden, weil es immer schwerer hielt, festlich-besinnliche Programme auszuarbeiten, welche die Bürger trotz Ferienzeit und Wohlstandsverdrossenheit noch in einigermaßen ansehnlichen Scharen auf den Festplatz zu locken vermochten, so wurde der diesjährige 1. August weit herum zu einem Tag mit entschieden politischen Akzenten. Der unruhige Frühsommer an unseren Universitäten und seine Ausstrahlungen in einzelne unserer Städte forderten zur direkten oder indirekten Stellungnahme heraus. Und man darf wohl sagen, dass die «Augustredner» landauf landab sich dieser Herausforderung nicht entzogen haben.

Die Landesregierung ging dabei mit dem guten Beispiel voran. Nicht weniger als drei Bundesräte ergriffen am Bundesfeiertag das Wort. Sie unterstrichen damit, dass der oberste Magistrat sich keineswegs über den Dingen wähnt, sondern gerade in jüngster Zeit «dem Volke aufs Maul geschaut» und sich laufend aufs eindringlichste mit der geistig-politischen Situation des Landes auseinandergesetzt hat. Sie begnügten sich denn auch keineswegs mit Reden im gehobenen Nationalfeiertagsstil, sondern sie hielten wahrhaft politische Ansprachen, in denen nicht um den heissen Brei herumgeredet wurde.

Für Reformen — aber auf dem Boden der Legalität

Bundesrat Tschudi verteidigte in seiner Heimatgemeinde Schwanden nicht nur Gemeindeautonomie und Föderalismus, sondern er setzte sich auch mit den aktuellen, um nicht zu sagen akuten Problemen

der Wissenschafts- und Bildungspolitik auseinander. Dabei wies er den Vorwurf der «Progressiven», unser Staat sei «repressiv», mit aller Deutlichkeit zurück. Bundespräsident Spühler anerkannte in seinen Radio- und Fernsehansprachen mit allem Nachdruck die Jugend als Partner, betonte aber ebenso unmissverständlich, dass jene Jugendlichen schlecht beraten seien, die glaubten, im Namen der Freiheit zum Mittel der Gewalt greifen zu dürfen.

Besonders deutlich äusserte sich Bundesrat Celio an der Zürcher Bundesfeier, der den Behörden dieser Stadt im Namen der Landesregierung Dank und Anerkennung für die feste Haltung während der «Zürcher Wirren» von Ende Juni aussprach. Er distanzierte sich mit aller Schärfe von jenen extremen «Reformern», die ohne klares Ziel vor Augen die bestehende Ordnung als abbruchreif aus den Angeln heben möchten. «Wir benötigen Kräfte, die uns zur Einigkeit führen, nicht solche, die uns trennen», rief er aus. Reformen seien auch bei uns nötig; nur so könne der weitere wirtschaftliche und geistige Aufschwung gewährleistet werden. Doch müssten diese Reformen ohne Demagogie und nicht im Zeichen verschwommener Konstruktionen erfolgen. Es gelte heute, die grosse Diskussion mit all jenen zu eröffnen, die auf dem Boden der Legalität stehen.

Ferien in Kuba

Es bleibt zu hoffen, dass diese Diskussion, die ja durch die eidgenössische Bestandaufnahme im Rahmen der Totalrevision der Bundesverfassung längst eingeleitet worden ist, in nächster Zukunft auf breiter Basis und mit allem nötigen Ernst getätigt werden wird. Dass sich zu dieser Aussprache auch jene progressiven «Stars» bequemen werden, welche bei den Unruhen an unseren Hochschulen so gekonnt Regie

zu führen verstanden, ist allerdings kaum zu erwarten. Die «Fortschrittliche Studentenschaft» in Zürich zum Beispiel konnte sich im vergangenen Frühjahr nicht bereithalten, in der studentischen Arbeitsgemeinschaft für die Totalrevision mitzuwirken, da das ganze Unternehmen als Initiative des «Establishments» zum vornherein unfruchtbar sei. Und nachdem einer ihrer Führer nun die Sommerferien dazu benutzt hat, sich im roten Kuba Fidel Castros zusammen mit Exponenten der studentischen Linken Frankreichs geistig aufzutanken, ist kaum zu erwarten, dass es künftig in diesen Kreisen um die Bereitschaft zu konstruktiver Diskussion besser bestellt sein werde.

Um so wichtiger wird es sein, dass die grosse Mehrheit der Studentenschaft, die sich bisher meist eher abwartend und passiv verhalten hat, und die Jugend überhaupt die Gelegenheit beim Schopfe packt und den Dialog wirklich aufnimmt. Kaum je war die Bereitschaft der Öffentlichkeit, mit der jungen Generation ins Gespräch zu kommen, grösser als gerade jetzt. Es wäre im wahrsten Sinne des Wortes ein Landesunglück, wenn diese Chance vertan würde.

Bewegung in der Jurafrage

Am 14. August hielt die vom Bundesrat ausgewählte Expertengruppe zur Behandlung der Jurafrage unter dem Vorsitz von alt Bundesrat Petitpierre ihre erste Arbeitssitzung ab. Sie steht vor einer schweren Aufgabe. Dabei kommt ihr zustatten, dass sie über eine unbestrittene Autorität in personeller Hinsicht verfügt. Selbst die Separatisten hatten in diesem Punkte keine Vorbehalte anzumelden. Sonst allerdings war das Echo auf den Einsatz der «Vier Weisen», wie die Kommission im Welschland bezeichnet wird, in den separatistischen Kreisen wenig verheissungsvoll. Die separatistische Jugendorganisation Béliet zeichnete sich dabei durch besondere Arroganz und Forschheit aus.

Die Präsenz des Bundes durch die blossen Bereitschaft zu «Guten Diensten»

ist den Separatisten bei weitem zu schwach; sie hätten eine direkte eidgenössische Intervention vorgezogen, obwohl ihnen klar sein muss, dass dafür keine Rechtsgrundlage besteht. Darüber hinaus stecken sie bereits das Manöverfeld ab, um allfällige kommende Entscheidungen zu ihren Ungunsten taktisch aufzufangen: Nachdem die Separatisten während Jahren darauf gepocht hatten, dass das jurassische Volk allein über seine Zukunft zu entscheiden habe, sichern sie sich nun, da eine solche Volksbefragung in Griffweite rückt, flugs gegen eine offenbar auch in den separatistischen Reihen für wahrscheinlich gehaltene Niederlage ab, indem die Separatistenführer kaltblütig erklären, ein solcher Volksentscheid könnte nicht von vornherein eine verbindliche Lösung darstellen.

Die bernische Regierung lässt sich durch solche Manöver aber nicht mehr beirren. Sie tut alles, um die Behandlung der leidigen Frage nun rasch voranzutreiben. In den ersten Augusttagen traf sie mit den jurassischen Grossräten zusammen, um das weitere Vorgehen ausführlich zu erörtern. Darüber hinaus ist es selbstverständlich, dass die Regierung den «Vier Weisen» jede nötige Unterstützung angeheihen lässt. Nach Jahren der Verhaltenslosigkeit entwickelt sie damit neuerdings eine Dynamik und eine Zugriffigkeit, die alle Anerkennung verdient.

Gefährdete Landschaft

Die gewaltige wirtschaftliche und technische Entwicklung unseres Landes schlägt sich nicht nur im steigenden Volkseinkommen nieder, sondern sie prägt auch mehr und mehr das Bild unserer Landschaft — nicht immer zu deren Vorteil, muss man sagen, wenn man an Hochspannungsleitungen denkt, die unberührte Bergtäler brutal zerschneiden, oder an die ungezählten Berggewässer, die nach der energiewirtschaftlichen Ausbeutung nurmehr armselig daherrinseln, nicht zu reden von den vielfach wahllos ins Land hinauswuchernden Wohn- und Industriesiedlungen.

gen in unseren konjunkturellen Ballungsräumen.

Besonders tiefe Spuren graben die modernen Verkehrsstränge ins Antlitz unserer Heimat ein. Damit es nicht gar zu arg werde, hat das Schweizervolk vor sechs Jahren einen Natur- und Heimatschutzartikel in der Verfassung verankert. In der Praxis allerdings hindert dies nicht, dass wirtschaftlich-technische Bedürfnisse und Kalkulationen immer wieder mit den Bemühungen des Landschaftsschutzes kollidieren, wobei letzterer naturgemäss häufig Mühe hat, sich gegen handfeste Interessen materieller Art zu behaupten.

In letzter Zeit haben vor allem zwei Fälle besonders viel zu reden gegeben. Der eine betrifft die prächtige Aarelandschaft in der Gegend von Olten, die Gefahr läuft, von einer neuen Eisenbahnbrücke verschandelt zu werden. Es wird sich zeigen, ob die kantonalen und lokalen Behörden Druck genug aufzusetzen vermögen, um das Eidgenössische Verkehrsdepartement noch zu einer Korrektur der bereits genehmigten Projektvorlage der SBB zu bewegen. Der andere Fall betrifft die Umfahrung des Engadinerdorfes Celerina, wo sich die betreffende Gemeinde mit grossem Opferwillen und mit voller Unterstützung der Heimatschutz- und Landesplanungsorganisationen gegen ein kantonales Projekt zur Wehr setzte. Obwohl die Projektvariante der Gemeindeinstanzen nicht nur unter dem Gesichtswinkel des Landschaftsschutzes, sondern auch verkehrstechnisch und kostenmässig als einwandfrei erschien, blieb der Kanton bei seinem Plan. Und das Eidgenössische Departement des Innern, das den Streit schliesslich zu entscheiden hatte, stützte zur allgemeinen Überraschung den Kanton, allen Gutachten der Natur- und Heimatschutzexperten zum Trotz.

Die beiden Fälle haben weitherum Alarmstimmung ausgelöst. Warum, so fragt man sich, macht der Bund nicht entschiedeneren Gebrauch von seinen Kompetenzen zugunsten eines wirkungsvollen Landschaftsschutzes? Warum kann es 1968 noch geschehen, dass der Bundesrat

entgegen seiner verfassungsmässigen Verpflichtung den Weg des vermeintlich geringsten Widerstandes geht und sich über ideelle Einwände so leicht hinwegsetzt? Es ist zu hoffen, dass die Instanzen des Natur- und Heimatschutzes alles unternehmen werden, um zum Rechten zu sehen. Behörden und Öffentlichkeit müssen mit allem Nachdruck an ihre Verantwortung um eine bestmögliche Erhaltung unserer Landschaftsschönheiten erinnert werden. Hier steht zuviel auf dem Spiel, als dass noch länger in den Tag hinein gelebt und gehandelt werden dürfte.

Agrarpolitische Schlagzeilen

Die Berichtsperiode war im übrigen arm an aufregenden Ereignissen. Die ausgeprägte innenpolitische «Ferienlücke» erhielt lediglich durch die Agrarpolitik einige stärkere Akzente. Im Wallis rumorte es einmal mehr zur Erntezeit. Diesmal waren die Aprikosen der «Stein des Anstosses». Die Leidenschaften entflamten sich an einem «Aprikosenberg», der trotz guter Qualität nur zum Teil vom schweizerischen Markte abgetragen werden konnte. Es besteht wenig Aussicht, dass uns künftig weitere Sackgassen solcher Art erspart bleiben. Sie gehören offensichtlich zum Schicksal eines Wirtschaftszweiges, der auf staatliche Lenkungsmassnahmen angewiesen ist, die ihrerseits notgedrungen immer wieder mit den Gesetzen der Marktwirtschaft kollidieren und niemals allseits befriedigen können.

Erfreulicheres ist aus dem Sektor der Milchwirtschaft zu berichten. Dort ist es dem Bundesrat gelungen, mit der EWG sowie mit Dänemark und Österreich Vereinbarungen zu treffen, welche die bereits stark fortgeschrittene «Unterwanderung» des schweizerischen Käsemarktes durch subventionierte und damit besonders preisgünstige Produkte aus diesen Ländern einschränken. Damit sollte eine Beruhigung der Marktlage erreicht und das weitere Anwachsen des «Käseberges» vermieden werden können.

Spectator

DEMOKRATISIERUNG DER ARMEE?

An der Generalversammlung der Offiziersgesellschaft Zürcher Oberland hat ein Heereseinheitskommandant gewisse militärische Umgangsformen als überholt bezeichnet und unter anderem für die Abschaffung des «Zu Befehl» plädiert; diesem sei ein klares «Ja» oder «Danke» eindeutig vorzuziehen (siehe Schweizerische Politische Korrespondenz Bern, 19. 7. 1968, Bl. 335). Es ist bedauerlich, dass ein Truppenkommandant in der hohen Stellung eines Heereseinheitskommandanten sich nicht scheut, offiziell Ansichten zu äussern, die am Fundament unserer militärischen Erziehung rütteln. Es handelt sich hier nicht um blosser Worte, sondern um die zum Ausdruck kommende Tendenz.

In einer Zeit, in der das «laissez-allen» mehr denn je um sich greift, sind Strömungen wie die oben erwähnte doppelt gefährlich.

Glücklicherweise hat der Chef des EMD gleich nach Amtsantritt, mit Datum vom 4. Juli 1968, eine Verfügung über «Militärische Formen» nachfolgenden Inhalts erlassen:

«Im Zusammenhang mit Presseberichten über einen kürzlich vor der Offiziersgesellschaft Zürcher Oberland gehaltenen Vortrag eines Heereseinheitskommandanten wurde das Eidg. Militärdepartement von den verschiedensten Seiten angefragt, ob beabsichtigt sei, gewisse im Dienstreglement 1967 festgelegte militärische Formen und Begriffe zu ändern. Wir sehen uns deshalb veranlasst festzustellen, dass eine solche Absicht nicht besteht.

Das Dienstreglement enthält die für eine zeitgemässe militärische Erziehung

und Ausbildung nötigen Bestimmungen. Diese sind getragen von der Achtung vor der Persönlichkeit der Wehrmänner aller Grade. Sinnvoll angewendet, dienen sie auch der Vertiefung der menschlichen Beziehungen, die in unserer Milizarmee seit jeher angestrebt wird.

Es liegt daher kein Anlass zu Neuerungen vor; wohl aber sollen die Bestimmungen des Dienstreglementes allen Wehrmännern wieder vermehrt in Erinnerung gerufen werden.»

Wir dürfen darauf zählen, dass Herr Bundesrat Gnägi auch in Zukunft rechtzeitig sein Veto ausspricht, wenn bewährte militärische Erziehungsgrundsätze in Frage gestellt werden.

Die alte Generation erinnert sich lebhaft an die Ende 1918 einsetzenden Demokratisierungsbestrebungen¹. Im Gegensatz zu heute kamen die Vorstösse damals von *links*. Eine Schrift des jungen Oberleutnants Meili, des Schöpfers der «Landi» und heutigen Oberst Meili, verdient es, in diesem Zusammenhang speziell erwähnt zu werden².

F. R.

¹Volkspetition betr. Demokratisierung des schweizerischen Wehrwesens, Schweiz. Grütliverein, 28.10.1918. Arbeitsprogramm Schweiz. Soldatenbund, 1. 3. 1919. NZZ 2. 8. 1919, Nr. 1155. NZZ 1. 10. 1919, Nr. 1498. St. Galler Tagblatt, 21. 12. 1920. — ²«Die Demokratisierung der Schweiz. Armee» von Art.-Oberlt. Armin Meili, Vortrag im Artillerieverein der Stadt Luzern.

DIE SAAT DER REVOLUTION

Pariser Theater im Frühsommer

Aufgabe der neugegründeten französischen Kulturhäuser ist es, in Gegenden, die bisher von kulturellen Gütern sich fern hielten, Interesse und Lust an den Äusserungen

des geistigen Lebens zu wecken. Das setzt jedoch voraus, dass Kultur nicht mit Kulturerbe gleichgesetzt wird, das man durch die Zeiten vermittelt, sondern dass das

Theater zur Entstehung von Werken aus dem Umkreis seines Publikums Hand bietet. Schöpferisch in diesem modernen Sinn ist das Theater mithin dann erst, wenn es nicht nur neue Stücke aufführt, sondern die spannungsvolle Beziehung zwischen Publikum und Szene zur Entstehung neuer Werke fruchtbar macht. Das *Théâtre de l'Est Parisien* gab dieses Frühjahr dafür ein Beispiel, das höchste Beachtung verdient.

Der Autor des von ihm uraufgeführten Schauspiels heisst wohl *Armand Gatti* und ist dem Theaterpublikum bekannt, aber hätte Gatti die «Dreizehn Sonnen der Saint-Blaise-Strasse» geschrieben, wenn das Theater nicht den Anstoss dazu gegeben hätte? Mehr noch, wenn die Besucher des Theaters, indem sie ihm freimütig aus ihrem Leben erzählten, den Stoff dazu nicht selbst geliefert hätten? Gatti verneint die Frage rundweg. Ein Kollektivstück entstand also, das einen Autor und viele mitinspirierende Köpfe besitzt, das nirgendwo anders entstanden sein könnte und vermutlich auch spielbar sein wird als im Pariser Osten, im Kulturhaus nahe dem Père Lachaise.

Ein Kollektivstück, das ein Kollektivthema behandelt: die Zukunft der Saint-Blaise-Strasse, die gemäss einem Beschluss des Pariser Gemeinderats dazu verurteilt ist, abgerissen und in eine moderne Durchgangsstrasse mit dreissigstöckigen Häusern verwandelt zu werden. Der 20. Pariser Bezirk ist tatsächlich in voller Umwandlung begriffen. Die Autobahn wird an seinem Ostrand durchgeführt, das vergammelte Viertel wird erneuert, modernisiert, was natürlich auch bedeutet: seiner Seele beraubt. Seine Seele war seit mindestens neunzig Jahren sozialistisch. Hier lag eines der Fundamente der Kommune, hier verteidigten sich 1871 die aufständischen Arbeiter am längsten. Hier, im Père Lachaise, sieht man die Mur des Fédérés, wo von den regierungstreuen Versailler Truppen Arbeiter, denen man Straffreiheit zugesichert hatte, zusammengeschossen wurden. Ein Akt der Grausamkeit, der noch heute unvergessen bleibt und

im Stück immer wieder beschworen wird. Gattis Ausgangspunkt ist also fesselnd. Schicksal und Zukunftsvorstellungen einer Strasse will er auf der Bühne zur Diskussion bringen. Die Themastellung lautet präzise: «Die Saint-Blaise-Strasse wird verschwinden, um modernen Hochhäusern Platz zu machen. Versuchen Sie, die Sonne zu personifizieren, die täglich über dieser Strasse aufgeht, und ihre Reaktionen sich auszudenken: wird sie die Vernichtung bejahren oder sich dagegen empören?» Diesen Aufsatztext diktiert die Lehrerin eines Abendkurses ihren werktätigen Schülern. Was diese denken und empfinden, verkörpern die Sonnen, dreizehn an der Zahl, die sich von ihnen ablösen und szenische Realität erlangen. «Jeder Mensch ist eine Sonne» hören wir im Einleitungssong. Leider ist diese allegorisierte Übertragung nicht dazu angetan, das Stück leichter verständlich zu machen. Doch im ersten Teil erkennen wir deutlich die Grundprobleme: Hie revolutionäre Vergangenheit, verdichtet im Arbeiterführer Varlin, hie Zukunftsvisionen: die Saint-Blaise-Strasse eine Badestation am neugeschaffenen Meer. Konsumierbares Ferienglück in Reichweite. Wohlstand und schwelgerischer Genuss verklären die träumenden Sonnen vor der Pause. Der Zuschauer ist gefesselt von der zugriffigen Art, mit der Gatti ein Problem von heute angeht. Er merkt, hier wird auf der Ebene des Gemeinschaftserlebnisses die Alternative unserer Zeit aufgedeckt: Wohlergehen in Uniformität oder Neugründung von Strukturen des Zusammenlebens, die an alte Hoffnungsaufschwünge anknüpfen.

Dann beginnt der zweite Teil und unser Gesicht wird länger und länger. Klarheit war Gattis Sache nie, das wussten wir, aber wenn er ein so weitreichendes Thema durch Konfusion der Gedanken und barocke Verschlingung der Motive in Schwulst aufgehen lässt, müssen wir es wohl bedauern. Die verwirrenden Konstruktionselemente, die schon am Anfang mehr störten als Positives beitrugen, beginnen, sich in Kauzigkeit selbständig zu machen. Die Sonnen haben einen Schul-

aufsatz geschrieben, die Lehrerin teilt Noten aus, meist ungenügende. Die Sonnen können abtreten, in die Kehrlichter der Geschichte, sofern sie nicht die Primärsonne finden, ihr ins Unendliche gesteigertes Abbild. Vom Kollektivschicksal ist nicht mehr die Rede: die Handlung dröseln sich auf in die Sonnenabenteuer. Aber da die Sonnen ohnehin nur als blasse Phantasiegeburten schwadronieren, Sinnbilder sind, keine wirklichen Bilder aufstellen, können wir uns für die ausgefallenen Verwicklungen nicht interessieren, mittels derer sie nach ihrem befreienden Über-Ich gieren. Dass sie sich schliesslich einschiffen zum Flug hinauf in die Milchstrasse, dass sie am Ende durch solch müssige Erhebung über die Erdenwirklichkeit die Universalität der Saint-Blaise-Strasse bekunden wollen, das spricht nicht für die Realität des Unternehmens, das uns anfangs als eine Art Dokumentation einer kollektiven Zukunft in Spannung versetzte. Damit bekundet Gatti doch nichts anderes, als dass alles ein überhitztes Spiel seiner Bühnenphantasie ist, welche an Probleme des Zeitgenossen antippt, sie aber dann mit einem kringelnden Rankenwerk aus Worten zu deckt und entrückt. Den idealisierenden Grundzug übersehen wir natürlich nicht. Was die Sonnen, ohnmächtige Bewohner der Abfuhrtonnen, im tiefsten anstreben, ist gewiss die Negation der verdummenden Konsumwelt. Erinnerungen ans revolutionäre Pathos aus den Tagen der Kommune beflügeln sie. Die Taschenuhr Varlins, die man dem zusammengeknüppelten Arbeiter seinerzeit gestohlen, symbolisiert es. Doch wie so häufig bei Gatti, wenn von der Veränderung der Zustände die Rede ist, wird ihnen ein Mythos gegenübergestellt, an den nach seinen eigenen Worten die Betroffenen heute am wenigsten glauben.

Es ist kein Zufall, dass rückblickend diese Uraufführung im TEP das Augenmerk auf sich lenkt. Das Stück, so wird ersichtlich, hat keine besonderen Meriten, seine Aufführung indes wohl. Ähnliches lässt sich von seinem Vorgänger sagen, von der «Saison au Congo» Aimé Césaires.

Poetische Kraft konnte man dem Dichter der Antillen bei der Behandlung der Lumumba-Verherrlichung nicht absprechen (die Zuschauer der deutschen Aufführung in Hamburg waren davon weniger überzeugt), wesentlicher schien mir, dass in diesem aufstrebenden Theater, einem wahren Kulturhaus, das jetzt grosszügig ausgebaut wird, Versuche gemacht werden, das Publikum auf besondere Weise mit der Bühne zu verbinden. Wer das französische Theater der letzten Jahre verfolgt, wird in diesen Experimenten einer aktiven Theatersoziologie den Schwerpunkt der Bühnenerneuerung erblicken. Im Gegensatz zu England sind neue Stücke rar; neue Schauspieler traten nicht hervor, ebensowenig entdeckten wir in dieser Zeit einen neuen Aufführungsstil. Neu ist jedoch eine Missionstätigkeit für das Theater, die ein bisher zurückgebliebenes Publikum erschliessen will, indem sie das Theater als ein unerlässlicher öffentlicher Dienst propagiert. Zum Theater gehört eine unstilisierte Form der Aufführung, aber ebenso eine ungezwungene Diskussion um Stück und Darbietung. Zum Theater gehört in erster Linie ein Appell an die Bewusstseinsweckung, an jede Form der Aktivierung.

Selbst in den Hallen der geheiligten Tradition hören wir nun das Echo dieser Aufrüttelung. Die *Comédie française* entschloss sich in der Tat zur Renovation. Antoine Bourseiller war der erste der aussenstehenden jungen Regisseure, die im vergangenen Herbst zu einer Einstudierung berufen wurden. Er brachte einen «Dom Juan» auf die Bretter, der Molière in einen französischen Shakespeare voll metaphysischer Schurkerei und Blasphemie zu verwandeln trachtete. Dieses Jahr wurde Jean-Marie Serreau angeboten, Claudels «Bürgen» zu inszenieren, eines der katholisch konformistischsten Stücke des Repertoires. Serreau zeigte die unmögliche Ehe des Ancien régime mit der Revolution, siedelte somit Claudel in Brechts Nähe an. Nicht die religiöse Problematik steht im Mittelpunkt des Stücks, vielmehr die Auseinandersetzung eines aus sozialer Niederung heraufkommenden Kraftmenschen

mit seiner ehemaligen Herrin, die er, wenn der Vorhang aufgeht, in Händen hält. Eine Loslösung von Untergeordnetem, Claudels religiöse Hochbindung der Seelen setzt sie hintan. Serreau inszeniert stellenweise gegen den Dichter; hätte er Schauspieler gehabt, die zum kurzangebundenen, harten Ton gefunden hätten, sein Unternehmen wäre vielleicht nicht gescheitert.

Das *Theater der Nationen* hatte gerade Zeit, sich von einer missratenen englischen Aufführung der «Lustigen Weiber von Windsor» zu erholen, dem in Europa kaum bekannten Puppenspiel, dem *Bunraku*, zuzujubeln, als der Aufstand ausbrach. Was man vorher noch sah, war indes recht ausserordentlich.

Zwei Ausdrucksformen des japanischen Theaters sind uns im Westen bisher bekannt: das *Nô* und das *Kabuki-Theater*. Eine dritte lernten wir nun dank der Vermittlung des *Theaters der Nationen* in Paris kennen, das *Bunraku*. Ein Puppenspiel ist das, aber kein Marionettenspiel. Halblebensgrosse Puppen agieren auf einer durch versteckte Laufgänge hergerichteten Bühne. Im Hintergrund ein realistisches Bühnenbild in Transparentform entrollt, es situiert die Handlung weniger, als dass es ihren optischen Tonwert bezeichnet. Die realistische Note ist wichtig; sie weist auf das besondere hin, das uns heute an diesen erstaunlichen Puppen bewegt, auf die Spannung nämlich zwischen dem Wirklichkeitsgetreuen Dekor sowie Kostüm und dem durch den Puppencharakter gegebenen Unrealismus der Darstellung.

Aber handelt es sich bei den nun in Europa vorgeführten Puppenspielen des *Bunraku-Theaters* aus Osaka nicht eher um eine Puppenoper? Eine Gattung also, die von vornherein den illusionistischen Grundzug hervorhebt? In der Tat sitzt vor dem Hintergrundprospekt ein Orchester von 4—6 *Shamisen-Spielern*, die auf ihren langgestreckten dreisaitigen Lauten die musikalische Begleitung des Spiels hervorbringen. An ihrer Linken nimmt der Sänger Platz, der in gurgelnden Rezitativen oder sonorem Portamento die Geschichte erzählt, die Reden der handelnden Puppen

vorträgt. Die Puppen selbst jedoch, darin liegt die verblüffende Originalität dieser Theaterform, werden von drei schwarzgekleideten Männern geführt, von denen einige, wohl die Führer des zweiten Ranges, ihr Gesicht hinter schwarzen Klu-Klux-Klan-Masken verbergen. Wesentlich ist das eine: die Puppenspieler treten im Rampenlicht auf, mehr noch, sie sind selber Agierende, schwarze Schatten der Hauptfigur und zugleich ihre unentbehrliche Stütze. Zwischen ihnen und der Puppe äussert sich denn auch bald ein unerklärliches Widerspiel, welches auch dem un aufmerksamsten Zuschauer beweist: hier ist die Puppe nicht blosses Spielinstrument des Menschen, nein hier entwickelt sie mit eins eigenen Willen und eigenes Leben. Die Puppen gehen wohl ab und zu auf dem Bühnenboden, meist jedoch schweben sie über ihm oder kauern eine Handbreit darüber. Wie immer im japanischen Theater, das nicht wie im *Nô* religiösen, spiritualistischen Inhalts ist, flammen jähe Leidenschaften in den Figuren auf, die sie zu wütenden Panthersprüngen gegeneinander hinreissen, von Kreischen und Fauchen begleitet. Welche Überraschung nun, in diesen Ausbrüchen plötzlich eine gewisse Wut der Puppen wahrzunehmen, deren Rasen sich von den Vorführern gebremst fühlt. Zornig scheinen sie sich gegen ihre eigenen Bewegungsgeister zu wenden. Wie soll man da nicht an Kleists Unterscheidung zwischen der Marionette und dem «Maschinisten» denken. Er hatte ja in seinem berühmten Aufsatz «Über das Marionettentheater» gefragt, ob denn der Marionettenspieler nicht eine recht mechanische Kunst betreibe, die «vermitteltst einer Kurbel ... hervorgebracht werden könne». Diese zu simple Vorstellung zu korrigieren, ist der Zweck seiner Überlegungen über den «Weg der Seele des Tänzers». Die *Bunraku-Puppe* hätte ihm passionierendes Anschauungsmaterial geliefert. Dass der Vorführer nicht unbewegt die Glieder der Puppe rührt, dass er selbst den Schwerpunkt des Ausdrucks in die Puppe legt, dafür besteht für den Betrachter des *Bunraku* kein Zweifel, aber ver-

dutzt stellen wir die Reaktionen der manipulierten Puppe fest. Sie lässt die Ausdrucksbewegung gleichsam zurückschnellen auf den Autor. Leben erweckt sie gerade durch solche völlige Unwirklichkeit: eine Puppe, die mit einem Mal nach ihrem Kopf zu handeln begehrt.

Wäre sie der perfekte Brechtschauspieler? Man erinnert sich, dass Brecht fürs epische Theater ab und zu vom Schauspieler forderte, er solle spielen wie eine Puppe, von der man ja wisse, sie spiele uns etwas vor, das nichts anderes als Vorspiegelung sei. Ob Brecht die Bunraku-Puppe von der Grösse eines ausgewachsenen Zwergs kannte, möchte ich bezweifeln. Freilich scheint mir auch ungewiss, ob er an ihr die Verfremdung exemplifiziert hätte. Denn je stärker der Puppencharakter im Lauf des Spiels hervortritt, um so deutlicher wirkt die Suggestivkraft dieser pseudolebendigen Spieler. Diese Puppe wächst im Laufe des Spiels nicht vom Menschen weg, sondern erschafft sich in den Augen des Zuschauers zunehmende Menschenähnlichkeit. Daher wirkt ja auf uns in erster Linie angesichts der Unmöglichkeit den japanischen Text der Handlung zu verstehen die staunenswerte Technik der Puppenführung. Alles erscheint so, als wäre es wirklich. Die Themata, welche dieses Theater behandelt, aus der Legende oder Geschichte geschöpft oder dem bürgerlichen Leben entnommen, dienen der Verherrlichung moralischer Eigenschaften, der Freundschaft, Tapferkeit oder Vaterlandsliebe. Sie bleiben mithin eingezeichnet in eine Welt, die nichts Transzendierendes, aber auch nichts Kritisches enthält. Eine Welt des glücklichen Vorzeigens. Tradition und Gegenwart scheinen sich in ihr ohne Spannung noch Trübung zu vermengen. Ist die Bunraku-Puppe nicht etwa der unangefochtene zwerghafte Bruder des Menschen?

Fernöstliches Theater hat schon einmal von Paris aus in Europa einen Triumphzug angetreten und beträchtliche künstlerische Wirkung gehabt. Das war vor fünfzehn Jahren der Fall der Pekinger Oper gewesen. Das Bunraku bietet eher eine verblüffende

Kuriosität, die uns fesseln, aber natürlich nicht, mangels Puppentradition in unserem Theater, stilistisch befruchten kann. Tatsache ist jedoch, dass das Theater der Nationen seiner Aufgabe voll und ganz gerecht wurde, als es dies japanische Spiel einlud. Es führte uns eine szenische Kunst-äusserung vor, die wir nicht kannten, die unser Nachdenken übers Theater zweifellos bereichert. Wenige Tage nachdem die Japaner abgereist waren, besetzten die Studenten das Odéon Théâtre de France und verhinderten den Fortgang der Saison. Wer nun ins brechend volle Haus kam, erlebte ein Theater, das mit szenischer Kunst nichts, mit zur Schau- und zur Gehörbringung einer neuen Sensibilität alles zu tun hatte.

An diesem Punkt müsste eine Chronik des Pariser Theaters im Frühsommer ihr Ende finden. Wenige Tage nach der Besetzung des Odéons traten die Schauspieler in Streik, schlossen alle Bühnen der Stadt. Das Theaterleben schief ein, denn auch Mitte Juni, als in einem Dutzend Häuser der Vorhang wieder hochging, wurde nichts anderes mehr gespielt, als was vor «den Ereignissen» (wie man in Paris sagt) auf dem Programm stand: Boulevardstücke, Unterhaltungsware, die nun noch hohler klingt als vor dem Studentenaufstand.

Doch was ich soeben niederschrieb, trifft die Wahrheit nicht. Das Theaterleben schief mitnichten ein, als der Streik ausbrach. Es schoss vielmehr zum Leben auf hinter dem herabgelassenen Vorhang. Auf der kahlen Bühne eines der am wenigsten einnehmenden Kulturzentren der Provinz, in Villeurbanne neben Lyon, versammelten sich alle französischen Theaterleute von Rang und Einfluss und berieten über den Weg, den das Theater des Landes im Einklang mit der zum Durchbruch gekommenen revolutionären Gesinnung seiner Elite einschlagen sollte. Das *Programm von Villeurbanne* ging daraus hervor. Es verschärft die Stossrichtung dieses Theaters, das nicht zum Genuss eines frivolen Verdauungsbürgertums sich auserkoren weiss. Zu erschliessen, so lautet die Absicht der Teilnehmer, sei kompromissloser noch

als bisher das «Nicht-Publikum», das im Glauben verharre, Theater sei eine ständische Angelegenheit, in der es nichts zu suchen habe. Es habe in Wirklichkeit alles dort zu suchen und in erster Linie eine Weckung des politischen Bewusstseins. Das Theater wird also nach dem Willen seiner progressiven Leiter nicht nur zum Forum, wo verschiedene Ansichten über den Menschen und die Inszenierung diskutiert werden. Es sei darüber hinaus aufgerufen zur Aktivierung des künstlerischen und staatsbürgerlichen Denkens. Dies Ziel scheint zunächst sich vom bisherigen der Kulturhäuser nicht zu unterscheiden. Die politische Akzentsetzung geht indes weiter: sind die Kulturhäuser nicht die spärlichen Tummelplätze der Hofnarren des Landes? Derer, die bereit sind, einer zweifellos guten, aber begrenzten Sache zu dienen? Die Theaterleute bejahten in Villeurbanne diese Frage nach ihrer freiwilligen Einsperrung ins unsichtbare, ruhmreiche Ghetto. Sie werden den Tatbestand nicht im Handumdrehen ändern, das wissen sie

genau, sie werden jedoch ihrem (zu entdeckendem) Publikum mittels Stückwahl, Aufführungsart und Diskussionen Kunst als eine Quelle nicht nur des Vergnügens oder der Besinnung, sondern auch der aktiven kritischen Überlegung einsichtig machen. Wenn die Studenten wirklich eine Kulturrevolution ausgelöst haben (die, weil im Dienste keines politischen Regimes stehend mit der chinesischen nur den Namen gemein hat), kommt dem Theater ein besonderer Platz zu. Es verändert durch Bilder, die gemeinsam betrachtet werden, das Denken und wozu ein Denken, welches den Genuss und die Kraft kritischer Einsicht erfahren hat, auf allen Gebieten fähig ist, dem lässt sich keine Grenze setzen. Frankreichs Theater, vorab in der Provinz, entdeckte in diesen Tagen scheinbarer Untätigkeit seine Aufgabe als Aufrüttelungsanstalt. Ein Same wurde ausgestreut; wir warten die Früchte ab, die er hervorbringen wird.

Georges Schlocker

Lettre de Suisse romande

LECTURES POUR CET ÉTÉ BRÛLANT...

Contestation, contestation... Plus qu'une vague de fureur, c'est une mode. Tout le monde veut appartenir à l'avant-garde, à celle des idées, à celle de l'expression. L'anarchie devient la règle suprême; le refus de toute loi constitue la loi irrévocable. Il fait chaud, décidément, cet été.

L'on en arrive à se demander si la prospérité ne porte pas en elle les microbes qui la décomposent. Le temps d'une génération a passé, depuis la fin de la seconde guerre mondiale; l'Europe s'est magnifiquement reprise et déjà la jeunesse s'im-

patiente d'une tranquillité qui la comble. Il lui faut du feu et des larmes. Le torrent de ses revendications ne roule-t-il pas plus d'ennui que de véritable indignation? Les enfants gâtés sont des enfants insatisfaits. Quand on a tout reçu, il ne reste qu'à désirer le néant.

Ainsi, l'extrême bien-être dans un confort purement matériel rejoint en ses effets l'extrême humiliation. Je relisais le *Journal d'Allemagne*, de Denis de Rougemont, l'autre jour, et, par moments, j'avais l'impression d'une étrange *actualité*. 1935—

1968 : 33 ans. Hitler allait au pas de charge vers les catastrophes suivi de foules délirantes de jeunes gens et de jeunes filles aux chemises brunes ou noires. Les slogans contredisent ceux d'aujourd'hui mais les folies se ressemblent. Des bandes insolentes maltraitent tout ceux qui s'opposent à ses fureurs. Une crainte immense paralyse une bourgeoisie entraînée à tous les consentements. Ne s'est-on pas ressaisi à la dernière minute, ce printemps, en France ? Mais pour combien de temps ?

Je ne fais qu'introduire ici de brefs propos sur *Journal d'une Époque*, gros livre qui vient de paraître mais il contient essentiellement des textes que de Rougemont écrivit entre 1926 et 1946¹. Quelques pages inédites mais elles font simplement le lien entre des livres en apparence tout à fait étrangers les uns aux autres. L'auteur du *Paysan du Danube* pouvait-il imaginer, environ dix ans après Versailles, qu'il signait les premières pages d'une chronique qui s'achèverait vingt ans plus tard, au lendemain de la défaite de cette Allemagne dont il admirait le génie ? Une époque, vraiment, née dans la misère, traversant d'immenses orages, dénouée dans les chants d'une victoire précaire. Nous avons pu voir, depuis, à quel fil ténu tient la paix du monde.

Histoire d'une époque ? Non, mais histoire d'une sensibilité, d'un esprit prompt à réagir à l'événement, à le commenter, à le relier à des contextes politiques, philosophiques, psychologiques qui n'échappent pas à l'observateur neutre, soucieux de justice et de compréhension. *Le Journal d'un intellectuel en chômage* avait connu son heure de célébrité, en 1935, quand, justement, la jeunesse occidentale cherchait une voie entre les totalitarismes rouges et bruns ou noirs. Déjà, une jeunesse qui risquait d'aller à la dérive. Les solutions personalistes de Mounier, de Rougemont et de quelques autres eurent de l'emprise sur beaucoup qui ne voulaient être ni communistes ni fascistes mais n'entrevoyaient guère de voie médiane.

Je reviens à ce *Journal d'Allemagne* parce qu'il reste comme un témoignage de

premier ordre sur une époque bouleversante, sur les lâchetés d'une foule qui se refuse à toute réflexion parce qu'il est toujours plus facile de se laisser conduire que de se conduire soi-même. Une profonde leçon se dégage de ces pages.

Le Journal des deux Mondes, qui va de 1939 à 1946, a pour cadre, successivement, la Suisse et l'Amérique et raconte les soucis, les espoirs, les découvertes d'un homme dans l'un des temps les plus troublés de notre histoire humaine. Les premières notes datent de mars 1939. Les signes se multiplient d'un affrontement inévitable. Le 28 août, l'auteur de *Nicolas de Flue*, jeu scénique, musique d'Honegger, destiné à la journée neuchâteloise de l'Exposition nationale, assistait à une répétition des chœurs de sa pièce, à La Chaux-de-Fonds. Il apprend la nomination de notre Général. Le drame commence.

Le premier-lieutenant de Rougemont est à la frontière jurassienne ; il n'a pas oublié son papier, son crayon. Un peu plus tard, mission d'information à l'étranger pour le service des renseignements. Collaboration à *Armée et Foyer...* On se rappelle l'article de la *Gazette de Lausanne* : *A cette Heure où Paris...* « Nous sentons bien que nous sommes tous atteints. » Mots que nous avons lus avec émotion mais notre neutralité s'accommodait-elle de ces aveux au moment où Hitler resserrait l'anneau autour du tout petit pays ? L'incident n'était pas sans gravité. On apprendra comment l'auteur de cette page courageuse fut envoyé aux États-Unis.

Quatre textes importants rassemblés en un seul volume nous font ainsi revivre, de mois en mois, vingt ans de notre proche passé. Mais la jeunesse ? Comme elle trouverait à s'instruire dans ces pages lucides, perspicaces ! Avant d'inventer les révolutions, il serait heureux que l'on sache où l'on désire aller. L'expérience des aînés ne doit pas être perdue. Ce qu'ils vécurent peut servir aujourd'hui à faire comprendre que du désordre risque de sortir l'ordre du bâton et du fouet.

En ces États-Unis où Denis de Rougemont vient de nous conduire, j'ai pu mesu-

rer, l'été dernier, combien le nom de Marcel Raymond y est familier. Pas une université qui ne l'étudie, qui ne le considère comme l'un des maîtres de la critique française contemporaine. Mieux : à son propos, on parle de *L'Ecole de Genève*, entendant par là qu'il en est le fondateur et le maître, et l'on joint alors à son nom celui de Jean Rousset, qui prolongea ses travaux sur le baroque en littérature, celui de Starobinsky dont les études littéraires fondées sur une grande connaissance de la psychanalyse font autorité.

L'Ecole de Genève, vue par les professeurs américains, est liée aussi, faut-il l'ajouter ? au nom de Jean-Jacques Rousseau dont les maîtres actuels de l'université ont renouvelé la connaissance. Elle se distance, en gros, de la critique littéraire française traditionnelle par un éloignement du lansonisme, par un souci d'une approche plus profonde, plus intime de la poésie, en particulier, liée à des démarches plus psychologiques que formelles. N'est-ce pas sur le ton d'une fraternité d'esprit qu'un Marcel Raymond parle, par exemple, d'un Senancour ou d'un Fénelon ? Point de dogmatisme, point de ce déterminisme qui fait d'une œuvre littéraire un pesant faix entre les mains. Mais une incursion entreprise avec beaucoup de respect dans les ténèbres des consciences individuelles d'où les œuvres montèrent un jour à la surface comme des bulles.

Tous les grands écrivains du passé que Marcel Raymond entreprend de mieux nous faire connaître ont avec lui une certaine parenté d'âme ; leur démarche spirituelle le séduit d'autant plus qu'elle a des liens avec la sienne. Je n'inclus point ici ses grands travaux universitaires sur Ronsard mais je pense à tant d'autres ouvrages où le critique se livre lui-même en nous révélant les secrets de ses modèles... Oui, parmi les derniers, Senancour et Fénelon, sensibilités frémissantes, intelligences vives et chercheuses, idéalistes généreux que le bourgeois taxe volontiers d'utopistes. Parce que le chemin d'absolu qu'ils poursuivent ne débouche point sur la voie publique.

Je n'entends point par là que ces études soient purement confiées à l'attention d'un instinct sollicité par des rencontres de sensibilité. Personne n'est plus soucieux des textes que ce professeur qui a seulement l'art d'en découvrir les plus secrètes résonances et de les interpréter dans toutes leurs dimensions. Les exigences spirituelles définissent des personnalités fécondes puisqu'elles concernent le fond le plus mystérieux de l'être humain, ses engagements les plus douloureux et ses plus grandes capacités de joie. La raison est pauvre en regard de la conscience où vibrent des fibres dont la musique va plus loin que l'homme.

Quel admirable champ d'investigation que l'expérience de l'archevêque de Cambrai, ce révolté soumis, cette âme de feu enveloppée de toutes les douceurs, cet aristocrate qui rêva surtout de charité, «créature parmi les autres créatures». Marcel Raymond n'a pas craint d'aller à contre-courant en s'attachant à un écrivain que l'on ne lit plus guère parce que la légende, déformante, et notre paresse d'esprit le repoussent dans un passé révolu. Le critique lucide et chaleureux remet le poète mystique à la place qu'il mérite. Il en découvre l'extrême modernité et la rigueur, les qualités de l'âme, et les audaces de l'esprit. Quelle influence il aura exercée sur ceux qui auront eu la chance de le lire avec attention ! En particulier sur les romantiques.

Le *Fénelon* de Marcel Raymond engage le lecteur très loin dans les débats où se situent la religion, la poésie, la politique². C'est un petit livre quant au poids mais combien enrichissant !

On n'en dira pas moins du *Racine* de Jacques Mercanton, paru chez le même éditeur². Point une étude de ses pièces, ni de l'ensemble de sa vie, rien qui s'ajoute ici au dossier d'une célèbre et actuelle querelle. Une intention très précise : quel drame intérieur vint suspendre une carrière d'auteur dramatique comblé, faire d'un poète un bourgeois bien renté ? Sans doute, les époques sont-elles brièvement rappelées d'une vie que chacun croit connaître.

L'essentiel est ailleurs. Point encore dans l'interrogation artistique d'une lignée de chefs-d'œuvre. La nouveauté de ce livre c'est qu'il commence vraiment là où Jean Racine poète s'interrompt. (Ou presque.) Silence d'après *Phèdre*...

C'est que «dans l'obscur miroir d'un cœur réprouvé, produit de son génie dramatique», l'auteur de *Phèdre* a pu voir paraître son âme, cette âme qui ne veut pas périr. Il est donc temps. Depuis trois lustres, il ne fait que se complaire dans le péché, sévère à l'égard de ses ennemis, complaisants envers lui-même, sacrifiant aux divinités les plus contestables. Le voici à ce tournant d'où il peut mesurer la longueur du chemin qu'il lui reste à parcourir. Qu'a-t-il fait de son destin? La gloire peut-elle suffire au bonheur? Angoisse devant cette porte qui se dessine au loin. Remords qui viennent de la contemplation de tant de passions assumées... Jacques Mercaton a mis toute sa finesse à suivre une évolution en apparence si calme et probablement dramatique.

Que voilà de bien graves lectures proposées par nos critiques romands! L'été n'est-il pas la saison du repos, du divertissement? Va-t-on s'asseoir sous les arbres pour réfléchir quand le spectacle du monde est doux à l'âme solitaire, j'entends le spectacle de la nature? Alors, joignez à votre plaisir le plaisir élaboré que les peintres vous proposent.

C'est un très beau livre que *L'Aquarelle française au XXe siècle* présentée avec une sobriété exemplaire par M. François Daulte³. Une suite impressionnante d'excellentes reproductions en couleurs font de cet ouvrage une très belle réussite.

Il s'ouvre par une page de Dunoyer de Segonzac et par ses *Delphiniums* qui sont d'une très grande beauté. Porche prestigieux derrière lequel François Daulte commence par décrire avec un soin précis et sensible les grâces et les exigences de cette sœur de la peinture. Rien de pédant dans ces pages explicatives qui nous aident à mieux comprendre les merveilles qui nous sont proposées, c'est-à-dire «un choix des plus belles peintures à l'eau de

ces soixantes dernières années...». Nous allons donc de la fin de l'Impressionnisme à aujourd'hui, de Cézanne à Michel Ciry en passant par les Nabis, les Pointillistes, les Fauves, les Cubistes, les peintres de Montmartre et de Montparnasse... Fastueux voyage en des pays où tout vise d'abord à la grâce et à la légèreté.

François Daulte ne s'abandonne à aucun délire, au contraire de certains critiques modernes dont le charabia devient simplement incompréhensible. Il vise à nous faire comprendre une technique qui a ses propres exigences, indépendantes, dans une certaine mesure, du dessin et de la peinture à l'huile. Choissant ses exemples avec bonheur, il nous initie à un mode d'expression *rapide et fécond*, dont les pouvoirs de suggestion sont parfois hallucinants. Rapide et décidé, l'aquarelliste parvient parfois à saisir la nuance irremplaçable, le reflet dans un miroir, bien mieux que le peintre qui travaille sur ses croquis avec une lente application. La vie palpite dans ces touches parfois haletantes qui nous donnent l'impression de ce que l'instant peut avoir de plus fugitif. «Peindre des aquarelles c'est aimer à nouveau», dit à peu près Henry Miller qui s'y est mis tard mais goûte avec ravissement cette manière de posséder un univers qui se dérobe à la seule mémoire. Et l'offre du même coup aux absents que nous sommes.

Je n'ai pas fait le compte des chefs-d'œuvre dont on propose les reproductions à notre joie. Ils sont plus de cinquante parmi lesquels il est bien difficile de choisir. Est-ce que je m'arrête le plus souvent à Pascin ou à André Planson? Est-ce que je préfère Brianchon à Roland Oudot? Oh! Les Pêches et les Raisins de Manguin et les ports de Signac!... On feuillette cent fois ce livre avec toujours la même joie renouvelée.

Maurice Zermatten

¹ Nouvelle revue française. — ² Collection «Les grands écrivains devant Dieu». Desclée de Brouwer, Paris. — ³ Office du Livre, Fribourg.